

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 23

Artikel: Eine Sinai-Fahrt [Schluss]
Autor: Keller, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576050>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Sinai-Fahrt.

Von Adolf Keller, Stein a. Rh.

Mit drei Original-Abbildungen. (Schluß).

... Große Wandlungen hat die Bibliothek erfahren. Diese ist nicht mehr wie zu Tischendorfs Zeiten in alten Körben und dunklen Löchern untergebracht, sondern in mehreren hellen und geräumigen Zimmern mit ordentlichen Büchergestellen und Schreibtischen. Ich weiß nicht zu sagen, wer an dieser löblichen Aenderung schuld ist; jedenfalls auch der jetzige Bibliothekar, ein stiller jüngerer Mann, der merklich aus dem Meer von Schmutz und Unwissenheit um ihn her aufragt. Es gibt jetzt in der Bibliothek nur noch vereinzelt Bücher, die nicht katalogisiert und numeriert sind. Der letzte Rest der arabischen und aramäischen Handschriften wurde von den zwei bekannten englischen Damen Mrs. Lewis und Gibson in mehrmaligem Aufenthalt katalogisiert und durchgesehen, wobei mehrere für die Wissenschaft höchst wertvolle Entdeckungen gemacht wurden. Ob gründlichere Nachsuchungen in alten, verlassenen Gängen und Löchern noch mehr Schätze zu Tage fördern würden, ist mir zweifelhaft, da allmählich sogar hier eine Ahnung vom Wert dieser Schätze und der Notwendigkeit, sie in Ordnung zu halten, aufgedämmert ist — eine Erkenntnis, die in manchen koptischen Klöstern, z. B. denen in der lybischen Wüste, noch nicht vorhanden ist. Dort im Kloster Syrian z. B. lagen die Bücher wild durcheinander in einer Kumpelkammer. Diese geringe Schätzung ist aber merkwürdigerweise doch mit einem großen Mißtrauen gegen Fremde verbunden; denn als ich in einem koptischen Kloster ein Gemach des Kloster-turmes untersuchen wollte, wo ich weitere Schätze vermutete, konnten die schlauen Kopten in kaum verstellter Absichtlichkeit den Schlüssel nicht finden.

Die Zahl der Handschriften in der Sinaibibliothek ist sehr groß; es sind hauptsächlich griechische, aramäische und arabische Codices. Wie viele fleißige Hände haben daran gearbeitet! Aber jedenfalls in einer Zeit, wo Gelehrsamkeit und Interesse noch nicht fossil geworden waren wie heute. Man kann sich die jetzigen Mönche nicht in stiller Klausur bei heiliger Bücherarbeit sitzend denken, während der Bestand der Bibliothek eine ungeheuer fleißige Arbeit der frühern Mönche voraussetzt . . .

... Man weiß mit stiller Ehrfurcht unter diesen Büchern, unter denen ein Codex Sinaiticus und der so-

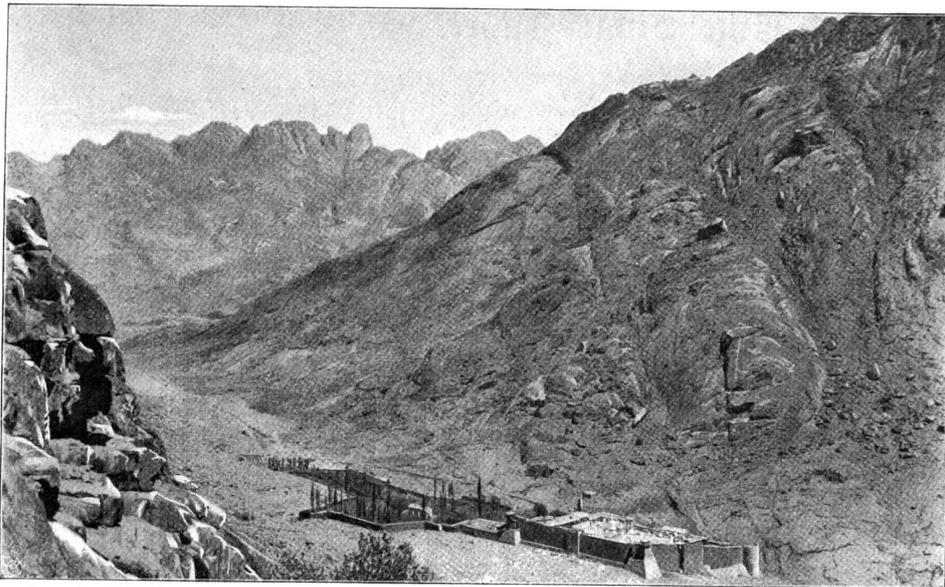
genannte Codex Syriacus gefunden wurde. Die Geschichte der Auffindung des ersten lieft sich wie eine Odyssee. Die Mönche reden jetzt noch von jenem Schätze, der gegenwärtig zum Teil in St. Petersburg und zum Teil in Leipzig aufbewahrt wird. Auf jeden Fall ist den Mönchen zuviel dafür geschenkt worden. Dadurch stieg in ihren Augen der Wert der Bibliothek, auch ganz unbedeutender Bücher, ins Maßlose. Es wird daher ganz unmöglich sein, der Zukunft die Benutzung der Bibliothek zu erleichtern durch ihre eventuelle Ueberführung nach der Filiale des Klosters in Kairo. Die Auffindung des Codex Sinaiticus ist meines Wissens die erste Entdeckung der

Schätze der Sinaibibliothek gewesen; durch sie wurde der weitere Ruin der Bibliothek aufgehalten, indem nun sowohl das gelehrte Abendland aufmerksamer nachforschte, als auch im Kloster selbst die Aufmerksamkeit erweckt wurde in Gestalt von Gewinnsucht, die in den alten Büchern wertvolle Kapitalien erblickte. In der That repräsentieren die vielen Manuskripte für das Kloster ein Depositum von wertvollen Obligationen, Aktien und Pfandscheinen, die eine occidentalische Bibliothek gerne bei hohem Kurs einzulösen würde. Einen wissenschaftlichen Wert besitzt die Bibliothek nicht für die Mönche, da sie keiner zu benutzen versteht. Der Bibliothekar, der jetzt gute Ordnung hält in der Bib-



Das Kloster mit dem Klostergarten; im Hintergrunde der Djebel Munedja.

liothek, scheint zwar das Numerieren, Zettelaufleben und Seitenzählen für eine sehr wissenschaftliche Arbeit zu halten. Mit dem Geldwert der Bibliothek ist auch ihr Heiligkeitswert gestiegen; das Kloster müßte daher jedenfalls in arger Geldverlegenheit sein, um weitere Manuskripte zu verkaufen; denn die Mönche wissen, daß ihre Bücher auf fremde Reisende eine viel größere Anziehungskraft ausüben, als ihre eigene Heiligkeit und die Mauern des Klosters. Auch die Heiligkeit eines Klosters richtet sich nach Angebot und Nachfrage, nach der Frequenz des Besuches. Und diese hat in den letzten Dezennien sehr gelitten gegen früher, wo noch römische Katholiken, Muslime oder gar Juden zu der heiligen Stätte wallfahrten. Dagegen wird das Kloster wieder häufiger besucht, seitdem der Fremdenstrom sich mehr nach Aegypten lenkt und der Reisende, müde der Eisenbahnfahrten und Schiffstouren, eine Wüstenreise zu Kamel für einen raffinierten Reizgenuß hält.



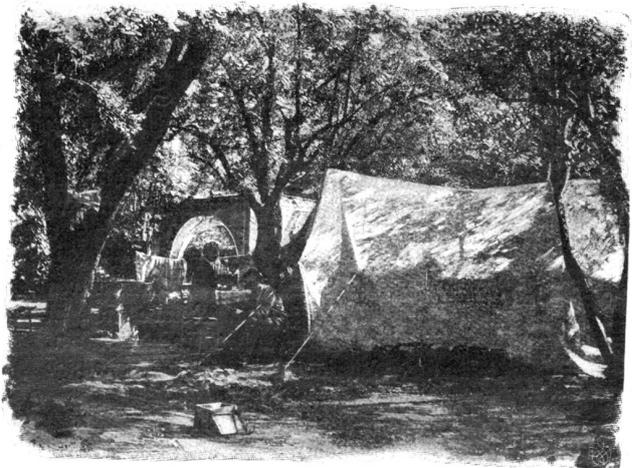
Das Kloster vom Djebel Mûsa aus gesehen.

Das wertvollste Schaustück der Bibliothek ist gegenwärtig der sogenannte Codex Syrsin, die älteste syrische Bibelübersetzung, die wahrscheinlich auf einen griechischen Text des zweiten Jahrhunderts zurückgeht, während die ältesten uns bekannten griechischen Bibelhandschriften, der Sinaiticus, Vaticanus etc., im besten Falle aus dem vierten und fünften Jahrhundert stammen. Abgesehen von dem Wert der Uebersetzung für die Rekonstruktion des griechischen Textes hat eine syrische Uebersetzung, zumal wenn sie älter ist als die uns schon bekannte der Peshitto, für uns besondere Bedeutung, weil sie die Worte des Herrn in der Sprache wiedergibt, in der sie gesprochen wurden. Manche Ausdrücke erhalten so eine schwächere oder stärkere Färbung, als sie das Griechische geben konnte, oder führen einen Nebenwert mit sich, der dem Griechischen entging. Leider ist der Codex sehr lückenhaft und beschädigt. . . .

. . . Dieser Codex Syrsin brachte mich beinahe in den Verdacht, der Bibliothek eines seiner wertvollen Blätter entführt zu haben. Als mir eines Abends kurz vor Bibliothekschluß der Bibliothekar ein sehr altes syrisches Palimpsest zeigte, das noch nicht katalogisiert war — es stellte sich nachher leider als ein Peshittotext heraus — und ich mir für kurze Zeit zur Vergleichung der Schriftzüge den Syrsin geben ließ, fehlte ihm nachher beim Blätterabzählen eines der nummerierten Blätter. Trotzdem wir alles untersuchten, war das kostbare einzelne Blatt nicht aufzufinden; leider hatte ich beim Empfang der losen Blätter versäumt, durch Vorzählen zu konstatieren, ob es überhaupt vorhanden gewesen war. Es blieb nichts anderes übrig, als die Sache dem Skenophylax, dem Prior, anzuzeigen. Nach wenigen Minuten kam der Bibliothekar freudestrahlend zurück mit der Botschaft, daß das Blatt beim Prior liege, weil es schadhaft sei. Dieser erlösenden Nachricht folgte aber auf dem Fuße ein Dementi, wonach das aufbewahrte Blatt nicht das fehlende war.

Dieses Vorkommnis benutzte nun die edle Gesellschaft, um einmal einen Einblick zu thun in unser Zelt und seinen Inhalt. Während wir höhrend und scheinbar entrüstet, innerlich aber ob der merkwürdigen Scene lachend daneben standen, wendeten die würdigen Väter unsere Matrasen um, schauten in unsere Proviantkiste, wühlten in unsern Heften und Büchern, um sich endlich zu vergewissern, daß das Blatt nicht in unserm Besitze sei. Nachdem sich der Bibliothekar höflichst entschuldigt hatte, zog er wieder ab mit der Schar der zerlumpten

Brüder, die sich bei dieser Aktion höchst wichtig vorkamen. Wir hatten nun einmal das Blatt nicht gestohlen, hätten auch wahrscheinlich bei allfälliger Neigung unser handgreifliches Interesse nicht auf ein einzelnes Blatt beschränkt. Entweder hatte einer der Mönche das Blatt selbst gestohlen, oder das Intermezzo war arrangiert worden, um für uns als Chikane und für die Brüder als Schauspiel in der öden Leere ihres Daseins zu dienen, oder aber es sollte diese Haussuchung den Argwohn der Mönche beschwichtigen, daß wir vielleicht andere Schätze der Bibliothek bei uns versteckt hielten. Dieser Argwohn begleitet jeden Fremden, der nicht etwa wie die russischen Pilger, von vorne herein seine Stupidität zur Schau trägt. Wir hörten nachher, daß man frühern Besuchern und Besucherinnen nach ihrer Abreise nachgesehen haben soll, um solche vermifzte papierene Hausgötter wieder zu erlangen. Die Verfolgung soll aber wie die des Laban resultatlos geblieben sein. Sicher ist, daß dem Kloster schon viel entwendet wurde, wie denn überhaupt vieles in den Schauläden der Antiquitäten- und Manuskriptenhändler in Kairo auf dunkeln Pfaden



Unser Zelt im Klostergarten.

hergewandert ist. Solange aber durch die grenzenlose Unordnung die Manuskripte in Gefahr waren, der Wissenschaft überhaupt verloren zu gehen — wurden sie doch schon als Feuerungsmaterial benützt! — wird der ethische Konflikt die Betreffenden nicht allzusehr bedrängt haben.

Die Hüter dieser Schätze sind etwa dreißig Mönche, die sich offenbar in eine Aristokratie und eine Plebs teilen. Die erstere unterscheidet sich schon durch eine etwas reichere und sorgfältigere Kleidung von der gewöhnlichen Bruderschaft; zu ihr gehört in erster Linie der Steuophylax, der die Stelle eines Priors einnimmt, ein schöner, freundlicher Mann; dann der Dekonom, der für das Leibliche der Brüder zu sorgen hat und von dessen Härte und Geiz die niedern Brüder viel zu erzählen wissen; außerdem darf sich auch der Bibliothekar seiner verhältnismäßigen Bildung wegen zu diesen Obersten des frommen Volkes rechnen. Allerdings in einem Punkte reicht er bei weitem nicht an seine beiden Vorgesetzten heran; wenn man nämlich der Medisance einiger Brüder trauen darf, so sind jene beiden reiche Leute, die mehrere Tausend Pfund auf der Bank liegen haben und eifrig bemüht sein sollen, diese Summe zu äufnen. Inwiefern diese Lasterkunde mit dem Sachverhalt und den Klosterregeln stimmen konnte, war uns natürlich unmöglich zu erfahren. Eines konnten wir dieser Erzählung mit Sicherheit entnehmen, daß nämlich zwischen der Aristokratie und der Plebs ein empfindlicher Gegensatz besteht. Schon im Außern; diese

niedern Brüder sehen alle aus wie Malertypen für den verlorne Sohn, was Zerlumptheit, Schmutz und Verwahrlosung anbetrißt. Ich weiß nicht, ob diese Eigenschaften vielleicht nicht als besonders verdienstvolle Askese auch noch zu den Klostersgelübden gehören. Mein Keilichkeitsgefühl empört sich jetzt noch, wenn ich an den ersten Abend denke, an welchem einer der Mönche mir entgegenkam, näher, immer näher, bis er mich schließlich in seine Arme erwißte und seine Lippen aus dem Urwald seines wilden Bartwuchses heraus mir einen brüderlichen Kuß auf die Wangen pflanzte. Meine Freunde schauten mit innerer Genugthuung diesem Zärtlichkeitsanfall zu, für den mir das Verständnis abging. In den abgestumpften Gesichtern ist keine Spur von Andacht, von Frömmigkeit, von Geistigkeit zu lesen, wie man sie doch etwa in abendländischen Klöstern finden mag. Viele der Mönche sollen hieher gekommen sein, um der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. Das Kloster ist in der That ein Strafkloster, wie z. B. auch Mar Saba in der Wüste Juda, und manche böse That, vielleicht nicht nur gegen die Klostersgelübde, muß in dieser Weltabgeschiedenheit gebüßt werden. Viele sind dem Trunk ergeben, welcher Leidenschaft das Kloster durch eine eigene Arabbrennerei Vorschub leistet. Der Gärtner, der uns etwa einiges in die Küche brachte, hätte für ein Glas Whisky das ganze Kloster verkauft oder alle seine Geheimnisse verraten.

Edelchen.

Märchen von Emil Ermatinger.

Es war einmal ein Kind, dem waren Vater und Mutter gestorben, und es lebte einsam und fern von den Wohnungen der Menschen nur mit seiner Großmutter in einer Hütte mitten im tiefen, tiefen Walde. Die Großmutter war eine zauber- und kräuterfundige Frau, zu der die Leute von nah und fern herbeiströmten, um sich ihre Bresten von ihr heilen zu lassen. Und keiner ging ohne Trost und Gefundung von dannen, sofern er nur zwei Bedingungen erfüllte. Die erste war: er durfte den weiten und beschwerlichen Weg durch des Waldes Dickicht nicht scheuen. Denn die Alte verließ ihre Hütte niemals und wanderte niemals zu den Siechen in ihre Wohnungen, und wäre es selbst ein Graf oder gar ein König gewesen, der krank lag, er hätte sich bequemen müssen, selber zu ihr zu gehen. Und die zweite Bedingung war: der Heilsuchende mußte an sie glauben, fest an ihre Kunst vertrauen; denn jeder Zweifel, ein fragend Wort, ja ein ängstlicher Blick zerschchnitt gleich einem feinen Messer die Wunderkraft ihrer Mittel, und an wem einmal ihre Wirkung zu nichte geworden war, an den legte sie niemals mehr ihre heilende Hand, der mußte auch augenblicklich ihre Hütte verlassen und durfte ihr nie mehr nahen. Darum geschah es auch selten, daß ein Reicher von ihr geheilt wurde. Denn die Vornehmern, denen alle Bequemlichkeiten der Erde auf silbernem Teller dargeboten werden, konnten sich nur schwer entschließen, die mühselige Reise tief in den Wald zu machen, und über dem mannigfaltigen und genussreichen Wohlleben, das sie umgiebt, verloren sie die fromme Einfalt des Herzens, woraus der Glaube erblüht. Den Armen aber, die gewohnt sind, im Glauben an eine selige Zukunft des Tages Mühen zu vergessen, spendete die Alte fast immer lindernde Heilung. Jahraus jahrein war der schmale Platz vor ihrer Hütte belagert von Leidenden und Siechen, die teils auf Krücken herangehumpelt kamen, teils von ihren Angehörigen auf Tragbahnen und Wägelchen hergebracht wurden. Da wuchs das scheue Kind auf, das die Leute Edelchen nannten. Von früh auf war sein Herz dem zarten Mitleid für die Pein der Menschen offen, und ein mildes, inniges Wesen wob in seinem Leibe, und ein Adel glänzte aus ihm, also daß man

meinte, es gehe einher umstrahlt von schimmernder Dufthülle. Und waren seiner Großmutter alle die Kräuter des Waldes unterthan, so gehorchten dem Kinde noch dazu die Tiere alle auf der Erde, die Vögel auf den Bäumen und die Fische im Wasser, und es wußte ihre Sprache zu deuten. Wo es wandelte, da folgte ihm ein braunäugiges Reh oder ein stinker Hase oder ein kluger Fuchs, und die Blumen am Wege hoben ihre Augenlein zu ihm auf und grüßten es mit anmutigem Neigen ihrer Köpfelein, und ihre Glöcklein begannen zu schwingen und zu läuten, daß es weit durch den ganzen Wald mit silberfeinen Stimmllein tönte: „Edelchen kommt, Edelchen kommt!“ Und dann nickte Edelchen einer jeden mit seinen großen blauen Augen freundlich zu, am freundlichsten aber der garstigen, schmutzigen Krötenblume, welche die andern alle nicht leiden konnten. Und für die war es ein Festtag, wenn Edelchen vorbeizog. Denn sobald es sie erblickte, zupfte es mit seinen schlanken Fingern einen feinen Faden aus seinem langwallenden, goldglänzenden Haare und schlang ihn um die Blume, und siehe da! von der Berührung mit dem goldenen Menschenhaar begann die Berachtete zu strahlen und zu leuchten von reinem Golde, viel schöner und herrlicher, als alle ihre Schwestern. Aber was noch schöner und herrlicher war: in diesem Augenblick liebten alle Geschöpfe des Waldes die Krötenblume in reiner Liebe und nannten sie ihre traute Schwester. O wie da die Krötenblume in holder Freude errötete, und wie sie noch lange nachher, wenn Edelchen verschwunden war und der goldene Zauber verblaßte, von diesem Glücke der Liebe träumte!

Eine solche Kraft wohnte in dem einsamen Kinde.

Aber an einem trüben Novembermorgen, als die Herbststürme tobten und das Laub der Bäume rot zur Erde niederregnete, starb die Großmutter. Sie hatte ihr Lebenlang die Kranken nur um der Liebe willen gesund gemacht und keine Schätze von ihnen genommen. Daher hinterließ sie ihrem Enkelkinde außer der haufälligen Hütte kein irdisches Gut als einen runden, klarschiffenen Krystall, den ihr Urahn vor Zeiten im Walde aus der Erde gegraben hatte. Es war ein wunder-